

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-340028](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340028)

Neujahr.



Die letzte Stunde hat geschlagen
Des alten Jahres, — dem Zeitenschof
Enthebt das neue sich mit Jagen.
Was wird sein Schicksal, wird sein Los?
Wer mag in jene Äste greifen,
Daran der Zukunft Früchte reifen, —
Der Odem Gottes wird sie streifen,
Dann fallen sie gereift und groß.

Wir dürfen nicht dem Himmel grollen,
Wenn manches unerfüllt uns blieb,
Wir schöpften dennoch aus dem vollen,
Dem reinen Borne seiner Lieb',
Er kam uns stets mit Huld entgegen,
Er sandte Sonnenschein und Regen
Und gab den Aeben reichen Segen
Und für die Zukunft frischen Trieb.

Heut', an des Jahres ernster Wende,
Sieht unser Aug' Vergang'nes klar
Und zollt dem Herrn des Dankes Spende,
Weil er uns hold und gnädig war.
Denn was das Beste ist hienieden,
War wieder unser'm Land bechieden;
Ein fruchtbar' Jahr in gold'nem Frieden —
O mög' es bleiben immerdar!

Drum an des neuen Jahres Schwelle,
Das Glas gefüllt mit Aebenblut,
Begrüßen wir des Morgens Helle
Mit frohem Sinn und frischem Mut.
Kein Zweifel soll uns wanken machen,
Wir wollen beten, wollen wachen
Und jeder feigen Schwäche lachen, —
Gott macht am Ende alles gut!

Fr. Clausthaler.

Der Doktor und sein Knecht.



Der alte Medizinalrat war ein guter Herr. Aber selbst der beste Mensch von der Welt kann sich über seinen nichtsnutzigen Knecht ärgern und ihn zum Haus hinaus jagen, wenn er seine Arbeit leichtsinnig oder gar nicht verrichtet.

So hatte es auch gestern thatsächlich der Medizinalrat mit seinem Knechte gehalten, und der Herr mußte übel oder wohl sein Pferdegeschirr selbst pu-

ben, so er's glänzend haben wollte. Ein grober Schurz hing ihm über die Schultern und ein Paar alte Stallschuhe klapperten auf dem gepflasterten Hof herum. Da kam durchs Hofthor schüchtern ein Bäuerlein geschlichen. Er lüpfte sein Hütlein und wünschte guten Abend. Keine Antwort ward ihm dafür. Er kam näher: „He! Sie! Sind Sie der Knecht vom Herrn Doktor? hm!“

„Was wollt Ihr?“ fragte der Medizinalrat.

„Ja, ich will eben zum Herrn Doktor.“

„Er ist fort!“ murmelte der Medizinalrat und hantierte weiter. „Was wollt Ihr von ihm?“

„Ich? Nichts! . . . Ihr seid scheint's schon lang beim Doktor, Euerm Alter nach? Ihr versteht's Handwerk . . . Wann kommt er wieder heim?“

„Weiß nicht; heut' nimmer!“

„O je, arme Agnes!“

„Ist Euer Agnes krank?“

„Und ob! Schon drei Tag' hat sie's Leibweh zum Schreien; ich glaub', sie hat Gift kriegt.“

Der arme Bauersmann sah verdrießlich drein, schüttelte den Kopf und wollte wieder gehen.

„Haltet einmal!“ sagte der Medizinalrat. „Wo klagt sie sich denn, die Agnes?“

„Ja, wisset, so um den Magen 'rum!“

„Hat sie etwas Unrichtiges gegessen?“

„Da, sie meint, es sei vom Zwiebelkuchen von vorgestern. Sonst hat ihr allemal ein Schluck Kirchwasser — wißt Ihr, vom selbstgebrannten — geholfen; aber jetzt hilft's auch nichts mehr.“

„Dem ist bald abgeholfen,“ bemerkte der Medizinalrat. Er ging weg und kam bald mit einem Zettel und Bleistift und fing an, vor des Bauern Augen ein Rezept zu schreiben.

Der machte große Augen und ein ernstes Gesicht.

„Ja, was wollt Ihr da machen?“ fragte er den Knecht.

„Curer Frau ein Rezept schreiben! Wißt Ihr, wenn man so lang bei einem Doktor ist, kann man manches absippen. Wie heißt Ihr?“

„Sigmund Engel vom Kollberg.“

„Da, jetzt tragt das in die Apotheke und gebt's Curer Frau; das hilft sicher!“

Der Bauer betrachtete den beschriebenen Zettel lange Zeit und ebensolang den Knecht mit mißtrauischen Blicken.

„Hm, hm, Ihr seid ja mordsgescheit! Was muß ich Euch bezahlen?“

„Das kostet nichts!“ entgegnete der Medizinalrat.

„Also adies; vergelt's Gott!“

Und er ging zur Apotheke, ließ sich das Rezept machen, brachte es der Agnes, und sie ward am andern Tag gesund. Der Sigmund aber sagte zu seiner Frau: „Dunderwetter! der Knecht kann's so gut wie der Doktor selber.“

Das kam bald in der Gegend herum. Und so männiglich am Kollberg jemand krank ward, wollten sie nur „zu's Doktors Knecht,“ schon der Billigkeit wegen. Und der Knecht wurde so berühmt wie der Doktor selber.

V. Sch.

Die Maaschinisten.

Erzählung von Franz Wichmann.



schimmerte bunt in den Strahlen des scheidenden Gestirns.

Dina Christ erhob sich vom Grabe ihrer Schwester. Sie war am Nachmittag hinausgewandert nach dem hochgelegenen, kleinen Friedhof, um zum Allerfeiertag den schlichten Hügel, unter dem Julie Walser die ewige Ruhe gefunden, mit einem Kranze zu schmücken. Die anderen Besucher des Friedhofs hatten bereits den Heimweg angetreten, sie war als letzte allein geblieben unter all den stillen Toten. Noch immer hatte sie erwartet, daß Rudolf kommen werde — an den Grabhügel seiner Frau, die nun schon seit zwei Jahren in der Erde schlief. Aber er war nicht erschienen. Ob er sie vergessen hatte? — Ach, es war ja begreiflich, wenn er ihrer nicht in Liebe denken konnte. Hatte sie doch während der kurzen Ehe ihren Mann an den Rand des Verderbens gebracht. Er hatte ein kleines Vermögen besessen, aber unter ihren Händen war es wie Wachs zer-schmolzen. Warum war Rudolf auch so schwach gewesen und hatte nicht beizeiten ihrer Eitelkeit, ihrer Sucht nach Aufwand gesteuert, die sie alles verschwenden ließ! Er hatte sie wohl zu sehr geliebt. Und doch war es Dina eine Zeitlang gewesen, als gelte seine Neigung ihr selbst, um sich dann bitter enttäuscht zu sehen, als die eitle Schwester ihr eines Tages ihre Verlobung mit Rudolf mitteilte. So



in bunter Spätherbtag neigte sich seinem Ende zu. Glühendrot versank die Sonne hinter den dunklen Höhen, die das Städtchen Waldenberg in weitem Kranze umgaben.

Obwohl man schon den ersten November schrieb, hing das vielfarbige Laub noch an den Bäumen und

war es geschehen, daß er, gänzlich verarmt, seine kleine mechanische Werkstatt hatte aufgeben müssen und Maschinist bei der Eisenbahn geworden war. Seit mehreren Jahren führte er schon die Lokomotiven tagaus tagein da unten auf den glatten Eisenbahnschienen, wo ihres Vaters, des Bahnwärters Christ, einfaches, kleines Häuschen lag.

Sie sah in das Thal hinab und versank in träumende Erinnerung. Heute vor einem Jahre war es gewesen, daß er ihrem einzigen Bruder Erich das Leben gerettet hatte. Es war beim Rangieren eines Güterzuges gewesen. Da hatte Erich, der mit Rudolf, seinem Schwager, auf derselben Maschine als Heizer angestellt war, einen unvermuteten Fehltritt gethan und war, auf dem glatten Eisen ausgleitend, hinabgestürzt. Nur mit einem Arme hielt er sich noch an der Wand des Tenders, im nächsten Augenblicke mußten ihn die rollenden Räder zermalmen. Den Vater für einige Augenblicke im Dienste vertretend, hatte Dina den schrecklichen Vorfall mit angesehen, ohne helfen zu können. Aber im selben Augenblicke schon hatte Rudolf sich unter Gefahr seines Lebens niedergeworfen, hielt mit verzweifelter Anstrengung den Arm des Unglücklichen fest und zog ihn auf die Plattform der Maschine zurück. Seitdem glaubte das Mädchen sich selbst tief in seiner Schuld zu fühlen.

Ihre Augen röteten sich, sie sah in die Landschaft hinaus, und ihr Blick hing unverwandt an dem glatten Schienenstrange da unten, der im Licht der untergehenden Sonne wie rotflüssiges Metall blühte.

In langen Krümmungen zog sich zu ihren Füßen die Bahn durch einen Einschnitt und jenseits um den Vorsprung eines waldigen Hügels herum in die weite Ebene. Weithin konnte man die glänzenden Schienen verfolgen. Und jetzt bewegte sich ein dunkler Punkt auf ihnen heran, der größer und größer ward. Es war der Abendzug, den heute Melchior Glanz führte, — sie wußte es genau; in wenigen Minuten mußte er in die Station Waldenberg einlaufen. Wie eine dunkle Schlange des Verderbens schien der lange Zug über die leuchtende Ebene zu gleiten.

Eine bange Ahnung erfaßte sie, sie wußte selbst nicht warum. War es der Gedanke an Melchior, der sie seit einiger Zeit mit seinen leidenschaftlichen Anträgen verfolgte? Sie kannte seinen schlimmen, gehäßigen Charakter und wußte, daß er Rudolf schließlich gesinnt war. Drohte ihr selbst oder dem Schwager eine Gefahr? Sie mochte nicht an die Drohung denken, die er letzten Sonntag auf dem Tanzsaal ausgestoßen, sie wollte nicht schuld sein, wenn ein Unglück geschähe.

Ein Rascheln in den dürren Blättern, die die Wege zwischen den Gräbern bedeckten, schreckte sie auf. Der Zug stand bereits seit einiger Zeit in dem kleinen Bahnhof, der die Endstation bildete. Melchiors Dienst war für heute zu Ende. Wenn er sie auch hierher verfolgte!

Angstvoll wandte sie sich um. Ein Aufschrei entfuhr ihr, aber es war ein halbunterdrückter Freudenruf. Unwillkürlich preßte sie die Hand aufs Herz. Rudolf Wasser stand hinter ihr.

„Guten Abend, Dina“ sagte er mit seiner milden, herzgewinnenden Stimme.

„Du bist noch gekommen,“ antwortete sie leise und errötend.

„Die Besorgnis um Dich trieb mich herauf, — der Vater sagte mir, Du seiest zum Friedhof hinauf, — aber es dunkelt bald — und —“

„Um mich bist Du gekommen?“ unterbrach sie ihn. „O, hier bei den Toten ist Ruhe und Frieden, — ich fürchte mich nicht —“

„Nicht die Toten sind gefährlich, aber die Lebenden“ sagte er bebungsvoll. „Von Deinem Bruder, der jetzt mit ihm auf der gleichen Maschine ist, weiß ich es, daß er Dich mit seiner Zudringlichkeit verfolgt, — und ich —“ er stockte plötzlich und hielt einen Augenblick inne, „auch ich wollte heute der Toten denken.“

In Dinas Augen leuchtete es auf. „Du hast ihr vergeben, — alles, was sie an Dir verschuldet?“

„Ich habe ihr nie gezürnt, — sie war ein Weib und schwach, — aber wer weiß, ob ihr nicht ein anderer zürnt, und darum wollte ich heute an ihrem Hügel ein Gebet sprechen.“

„Wie gut Du bist!“ Sie legte ihre kleine Hand in die seine, die er ihr zum Gruße entgegengestreckt. So standen sie eine Weile und blickten zu Boden, ohne ein Wort zu sprechen. Dann zog das Mädchen plötzlich wie erschreckend ihre Hand zurück und kniete an dem nahen Grabe nieder. „Ja, komm, — wir wollen beten“, sagte sie, „beten um das Heil ihrer Seele und um das unsere, daß uns der Himmel die rechten Wege zeige und jeden zu seinem Glücke führe.“

Der zitternde Klang ihrer Stimme ließ ihn erbeben, er warf einen warmen Blick auf sie, dann folgte er ihrem Beispiel, und eine Weile verharreten sie in frommem Gebete.

Aber Rudolf vermochte nicht die rechte Andacht zu finden. Seine Gedanken weilten mehr auf Erden wie im Himmel. Heute mußte die Entscheidung fallen; nicht länger konnte er mehr die Einsamkeit ertragen und die Ungewißheit seines Schicksals. Längst hatte er ja erkannt, daß ihn vor Jahren nur

eine flüchtige Leidenschaft verblendet. In tiefstem Herzen hatte er immer Dina, das stille, fauste, bescheidene Mädchen geliebt. Aber Julie hatte gesprochen und Dina geschwiegen. So war er in die Reize der älteren gefallen, ohne zu ahnen, wie verschieden die Schwestern, die äußerlich sich so ähnlich sahen, an Gemüt und Charakter waren. Jetzt erschien es ihm fast als eine freundliche Fügung des Himmels, daß Julie so bald von ihm genommen worden war. Und heute wollte er erfahren, ob seine Hoffnungen mehr als schöne, goldene Träume seien.

Als Dina ihr Gebet beendet, erhob sie sich rasch. „Die Sonne ist hinunter, es ist Zeit heimzugehen,“ sagte sie, — „der Vater wartet auf sein Abendbrot, und die alte Lisette wird immer langsamer, — wenn ich nicht wäre — —“

„Ich weiß es, Dina“, unterbrach er sie, „es muß ein Glück sein, ein Haus zu haben, darinnen Du waldest. Aber kann es denn immer so bleiben?“

„Wie? — Was meinst Du?“ fragte sie fast erschreckt.

„Nun, Du wirst doch nicht immer in der kleinen Hütte da unten bleiben, Dein ganzes Leben nur dem Vater widmen wollen?“

„Ich wollte, ich könnte es, — aber —“

Aber Rudolfs männlich schönes Gesicht zuckte es wie ein Widerschein jähler Freude. Wollte sie selbst es aussprechen, was er nicht zu sagen wagte? „Aber —“ wiederholte er fragend und ergriff ihre feuchte, leise bebende Hand, die sie ihm vergeblich zu entziehen suchte.

„Es wird nun bald ein Ende nehmen, — ich muß fort.“

„Fort — aus dem Vaterhause,“ jubelte er auf, „Dina, ist's wahr, versteh' ich Dich recht?“

Sie machte sich von ihm los und trat in das dicke Gebüsch, das sich längs der Friedhofsmauer hinzog. Unter einer tief herabhängenden Trauerweide war eine steinerne Ruhebank angebracht. Dort ließ sie sich nieder, und er setzte sich an ihre Seite, in ihren

Augen zu lesen suchend. Aber ein ernster, trauriger Blick begegnete ihm, der alle seine Hoffnungen vernichtete, sein Herz erstarren ließ. Er hatte sich doch getäuscht, sie verstand ihn nicht! Aber was konnte sie meinen? — Hatte er sich nicht deutlich ausgedrückt? Es durfte kein Zweifel mehr übrig bleiben.

„Fort — o ja — in ein neues, schönes, stilles Heim, wo Du arbeiten und schaffen kannst — für einen, der Dich wahrhaft und von Herzen liebt, Dina —!“

„Ich hoffe es, daß er auch mich liebt — wie alle meine sündigen Brüder und Schwestern, — und ich will beten und arbeiten, daß ich ihn nie erzürne, — ich will — —“

„Dina, — von wem sprichst Du?“ schrie er auf.

„Von meinem himmlischen Bräutigam.“

Er schlug die Hände vor das Gesicht und suchte vergeblich ein Schluchzen zu unterdrücken. „O mein Gott, so ist es wahr, was mir Dein Vater sagte? —“

„Ich habe schon seit lange die Absicht, und jetzt, da ich weiß, — daß Du — —“ sie stockte und schlug die Augen zu Boden, „daß — —“

„Daß ich Dich liebe, Dina!“ fiel er ein und warf sich zu ihren Füßen.

„D kannst Du so grausam sein und mir all mein Glück zerstören! — Ich hatte es mir so schön, so selig gedacht —“

„Dachtest Du nicht auch so, als Du meine Schwester zum Weibe nimmst? Und sie ist Dein Unglück geworden.“

„Aber Du, Dina, Du würdest mein Glück, Du allein!“

„Täusche Dich nicht. Du kennst auch mich nicht.“ Mit fester Hand hob sie ihn vom Boden empor.

„Ich bin nicht geschaffen für irdische Liebe. Ein Traum hat mir alles gesagt. Und Träume kommen von Gott. Ich sah Dich blutend, sterbend um meinetwillen. Ein böser Teufel stürzte Dich unter



den rollenden Zug, die Räder gingen über Dich, — o, es war gräßlich, — nein, laß ab von mir, — ich weiß es, — ich würde Dein Unglück sein!“

„Willst Du einem Traume mehr glauben als der Wahrheit? — O, so hast Du mich nicht lieb, so kannst Du nicht fassen, was ich für Dich fühle!“

„Es muß sein,“ sagte sie fest, „ich habe es beschloffen — und Du selbst treibst mich zur Eile.“

Er war aufgesprungen, ein plötzlicher Gedanke schoß ihm durch den Kopf. „Dina, ein Wort, wenn Du mich nicht in Verzweiflung stürzen willst: ich weiß es, auch er, Melchior Glunz, wirbt um Dich, — sage mir das Eine, daß Du ihn nicht liebst!“

Ein wehes Lächeln zuckte über Dinas Gesicht. „Würde ich ins Kloster gehen, wenn ich ihn liebte? Nein, nein, — ich habe immer im stillen meine Ruhme beneidet, die schon lange bei den Benediktinerinnen in Abendberg den himmlischen Frieden der Seele gefunden. Warum willst Du mir wehren, ihn zu teilen?“

„Sage das nicht, Dina! Wenn es zu Deinem Heile ist, so sollen Dich meine Wünsche nicht hindern. Ich will verzichten, um Dich glücklich zu wissen. Aber verlange nicht, daß ich Dich vergessen soll!“

„Die Zeit heilt alle Wunden,“ sagte sie und legte sanft ihre Hand auf sein Haupt. „Und nun laß mich gehen, — allein, wie ich gekommen; mein Gott wandelt mit mir und wird meine Schritte leiten. —“

Ein Geräusch, welches sie hinter der Mauer vernommen, hatte sie erschreckt. Rasch wandte sie sich zum Gehen und schritt, nur noch einen stummen Gruß zurückwinkend, den steilen Weg zum Städtchen hinab.

Rudolf wagte nicht ihr zu folgen. Wie betäubt blieb er auf der gleichen Stelle sitzen. Er mochte nicht hinunter gehen unter die Menschen. Der Friedhof war ja der beste Platz für ihn. Dort, wo die Toten ruhten, war auch sein Glück begraben.

Als das junge Mädchen eine Weile gegangen war, ertönten eilige Schritte hinter ihr.

„Dina, — Fräulein Christ, — warten Sie einen Augenblick, — ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen.“

Es war Melchior Glunz. Sie sah, daß sie ihm nicht mehr entkommen konnte. So hatte sie ihre Ahnung nicht getäuscht. Er war es gewesen, der hinter der Mauer das Geräusch verursacht, er hatte sie belauscht! Erblassend blieb sie stehen.

„Was wollen Sie?“ fragte sie in kaltem Tone.

„Sie wissen es ja, Dina, was ich täglich, stündlich von Ihnen begehre, — Ihre Hand, ohne die ich nicht leben kann. Ich habe Ihnen unrecht gethan, ich glaubte, sie liebten jenen dort oben —“

„Sie haben uns belauscht?“

„Ja, warum soll ich es leugnen? Es war nicht meine Absicht. Ich wußte, daß Sie allein zum Friedhof gegangen, und wollte Ihnen folgen. Aber als ich Sie von fern bei ihm erblickte, da trieb mich die Eifersucht, — Sie wissen es ja, ich hatte ihm den Tod geschworen, wenn Sie ihn erhörten —! Aber es kann Ihr Ernst nicht sein, daß Sie ins Kloster wollen, so jung, so schön!“

„Es ist mein fester Wille; ich sehne mich fort aus dieser Welt des Hasses und der Feindschaft.“

„Weil Sie die Liebe verschmähen, die ich — —“

„Lassen Sie mich; ich habe es Ihnen oft genug gesagt, daß ich Sie verachte, daß ich niemals das Weib eines Trunkenbolds werden kann.“

„Wenn ich es bin, Dina, so ist es um Sie. Der Mensch muß etwas haben, an das er sich halten kann, und da Sie mich zurückstoßen, habe ich Trost gesucht bei der Flasche, aber das ist vorbei, wenn Sie mein sind, ich will wie andere ein guter, ehrlicher Mensch werden — —“

„Sie werden bleiben, was Sie immer gewesen, ein leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, der sich nicht schent, seinen Nächsten mit dem Tode zu bedrohen —“

„Sprich mir nicht von ihm, von Rudolf,“ branste er auf, „ich habe den Duckmäuser niemals leiden können, und wenn ich heute etwas Anderes gehört hätte, es wäre sein letzter Tag gewesen! Dina, willst Du mich denn untergehen lassen; — wenn Du nicht mein wirst, bin ich verloren, — ich weiß es, — ich — —“

Das Mädchen war vor dem hohen Kreuzifix stehen geblieben, das sich am Ausgang des Wäldchens erhob. Sie deutete mit der Hand auf den blutenden Leib des Erlösers: „Blicke zu ihm empor. Er wird Dich retten. Ihm allein gehöre ich fortan.“

Melchior taumelte zurück. Der Anblick des gekreuzigten Heilands hatte ihm immer Entsetzen eingegeben.

„So ist es wahr,“ stöhnte er dumpf, „um den da, — um den toten Gott stößt Du mich ins Verderben!“

„Freble nicht, Gott läßt nicht mit sich spotten. Er ist lebendig und sieht jeden Deiner Schritte. Denke an meine Worte, wenn einst Deine Stunde gekommen!“

Und feierlich den Arm zum Himmel erhebend ging sie davon.

Schritte kamen den Pfad vom Städtchen herauf. Melchior wagte nicht, ihr weiter zu folgen. Mit einem Fluche warf er sich auf den moosigen Boden,

zog die gefüllte Flasche aus dem Rock, um sich zu betäuben, und versank in finsternes Brüten.

Fast ein Vierteljahr* war* vergangen. Dina's Entschluß stand unerschütterlich fest, ihr Vater hatte sich in ihren Willen finden müssen, obwohl er das fleißige, sorgsame Mädchen ungern verlor. Aber als frommer, gläubiger Mann war er überzeugt, daß der Himmel selbst die Seele seines Kindes erleuchtet habe. Die Ruhme im Kloster war benachrichtigt, und Ende Januar sollte Dina nach Abendberg abreisen, um der Welt für immer Lebewohl zu sagen.

Der letzte traurig-ernste Tag in dem kleinen Bahnhäuserhause war vorübergegangen. Das junge Mädchen

und sah, daß sich niemand in dem heiligen Raume befand. Erleichtert atmete sie auf und schlüpfte hinein. Es drängte sie, vor dem großen Abschied noch einmal ihr ganzes Herz auszuschütten, auf dem es wie die dunkle Last eines Geheimnisses lag.

Aber hinter ihr drein glitt es leise, dunkel wie der Schatten des Verhängnisses. Es war Melchior Glunz, der sich eben von seiner Wohnung zum Bahnhof begab.



„Lassen Sie mich; ich habe es Ihnen oft genug gesagt, daß ich Sie verachte.“

sah bleich und leidend aus, in ihren matten Augen schien das Leben erloschen.

Heute wollte sie Abschied nehmen von den Erinnerungen ihrer Jugend, von dem Paradiese der Kindheit. So ging sie noch einmal um die kleine Stadt herum — alle die wohlbekannten Wege. Unwiderstehlich zog es sie zur Kapelle der heiligen Barbara, die am äußersten Ende des Städtchens, unweit des Bahnhofs, sich unter dem Schatten einer mächtigen Linde an das zerfallene Gemäuer eines alten Thorturms lehnte. Wie oft hatte sie dort als Kind gebetet! Sie warf einen Blick durch die nur angelehnte Thür

Schon von ferne hatte er Dina gesehen, seit langen Wochen zum ersten Male wieder. Nach der letzten Begegnung hatte er sich noch mehr als sonst dem Trunke ergeben, er sank von Stufe zu Stufe. Bei seinen Vorgesetzten war sein Zustand nicht unbemerkt geblieben, man hatte ihm seine Entlassung angekündigt, da man von dem Trunkenbolde ein Unglück befürchtete. Heute sollte er zum letzten Male einen Zug nach Lindenstein führen. Er hatte sich noch nicht darum bekümmert, was später werden sollte; so lange er noch ein wenig Geld in seiner Tasche wußte, mußte es in den Wirtshäusern vertrunken werden. Unbemerkt an den Häusern entlang schleichend, war er dem Mädchen gefolgt, und wie sie die Schwelle der Kapelle überschritt, schob er sich lautlos hinter ihr drein und blieb unbeweglich in der Nähe der Thür hinter einem Pfeiler stehen, dessen breite Steinmasse ihn verdeckte. Ein

finsterner Drang, über den er sich selbst nicht klar war, hatte ihn ihr nach bis in den heiligen Raum getrieben, den er sonst mied und scheute.

Ahnungslos überließ sich Dina ihrem Seelenschmerz. Anfangs nur wie im Traume vor sich hin gesprochen, wurden die Worte der Knieenden lauter und lauter. Thränen rollten über ihre bleichen Wangen, sie rang die Hände in weher Verzweiflung. Der Gedanke an Rudolf, den sie seit lange kaum mehr gesehen, da er jeder Begegnung mit ihr auswich, lastete schwer auf ihrer Seele.

„Heilige Jungfrau,“ flehte sie, „gieb mir Kraft, es zu vollenden. Es ist ja nur um feinetwillen, den ich liebe, mit der ganzen Kraft meiner Seele, — ich kann nicht anders, — verzeih' mir die Sünde, wenn ich nur, weil ich dem Erdenglück entsagen muß, um ihn zu retten, den Himmel erwähle. Hilf mir weiter, wie du bisher geholfen, nimm ihn unter Deinen heiligen Schutz. Er war mir alles, er rettete meinen Bruder, ich stehe tief in seiner Schuld. Und um meinetwillen haßt ihn ein feiger Bösewicht und bedroht sein teures Leben. Er hat ihm den Tod geschworen, wenn ich Rudolfs Weib werde. Und Rudolf muß leben; nimm für das seine mein Glück und Leben zum Opfer!“

Ein Geräusch hinter ihr schreckte sie auf, es klang wie ein halbunterdrückter Fluch, der den Frieden der heiligen Stätte entweichte. Schwere, taumelnde Schritte, die sich rasch nach außen entfernten, wurden hörbar, und als sie sich umwandte, fiel die Thür dröhnend ins Schloß. Dina sah niemand mehr, aber sie erschrak in dem Bewußtsein, allzu laut gebetet zu haben. Aber was konnte es sie noch kümmern, lag doch in wenig Stunden die Welt überwunden hinter ihr. Wie eine wilde Sehnsucht nach Frieden ergriff es sie; sie konnte kaum den Mittag erwarten, da sie Waldenberg verlassen sollte.

Ehe sie den Zug nach Lindenstein bestieg, von wo die Post sie nach Abendberg bringen sollte, warf sie aus dem Wartezimmer einen angstvollen Blick auf den bereitstehenden Zug. Sie erkannte die Maschine; es war der „Blitz“, die Lokomotive, die Rudolf seit zwei Jahren führte. Die Glocke läutete zum letzten Mal, von der weinenden Lisette begleitet, mußte Dina auf den Bahnsteig hinaustreten. Der Schaffner wies sie in den nächsten Wagen hinter der Lokomotive. Sie sah Rudolf auf der Plattform stehen, aber er wandte sich nicht um und warf keinen Blick auf die Reisenden. Und er wußte doch, daß sie heute die Reise nach Abendberg antrat. Es war klar, er zürnte ihr, er wollte keinen Abschied von ihr nehmen. O wenn er alles gewußt hätte! Sie

vermochte ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten; schluchzend bestieg sie den Wagen. In der nächsten Minute schon gelte die Pfeife, zischend strömte der Dampf aus, die Räder setzten sich knirschend in Bewegung, und schwer und dröhnend rollte der Zug aus dem Bahnhof.

Fast zur selben Zeit dampfte von Lindenstein eine einzelne Maschine ab. Es war die „Schlange“, die Melchior Glunz heute zum letzten Male führte; nur der Heizer, Erich Christ, befand sich mit ihm auf der Lokomotive.

Außer sich vor Zorn und Wut hatte Melchior am Morgen die Kapelle verlassen, wo ihm Dinas lautes Gebet so jäh und furchtbar die Augen geöffnet. Er sah sich belogen und betrogen. Sie liebte Rudolf dennoch, und um ihrer Liebe willen ging sie ins Kloster, ihn vor den Drohungen des Nebenbuhlers zu schützen! Die Seele voll finsterner Gedanken eilte er dem Bahnhof zu. Er wollte sich rächen an ihm, an ihr, an den Vorgesetzten und an allen! Wie ein düsterer Wahnsinn ergriff dieser Entschluß seine Seele.

Während in Lindenstein der sparsame und nüchterne Heizer auf der Maschine zurückgeblieben war, hatte Glunz sich in die Stadt begeben und war von einem Wirtshaus ins andere gegangen. Der genossene Alkohol steigerte seine Wut zur Raserei. So kam er nach einiger Zeit zum Bahnhof zurück. Sein Zug ging erst am Abend wieder nach Waldenberg, aber der dienstthuende Bahnvorstand beschied ihn zu sich und erteilte ihm den Auftrag, sogleich mit seiner Maschine nach Holzdorf zu fahren, um dem dort wartenden Güterzuge Vorspanndienst zu leisten. Zugleich ward ihm die Fahrordnung für die Fahrt schriftlich eingehändigt.

Melchior warf einen Blick darauf, und als der Beamte gegangen war, brach er in ein wildes Lachen aus. Ein gräßlicher Gedanke war durch sein Hirn geschossen, eine wahnsinnige Idee der Trunkenheit, die Wahrheit werden sollte. Er hielt die Rache in seiner Hand. In der Fahrordnung war die Kreuzung mit Zug 85 in Gillingen vorgesehen. Das war der Zug, den Rudolf Waiser führte. Und jenseits Gillingen, in der großen Krümmung am Finkenberg mußte er ihn treffen. Dort sollte die Stube der Rache schlagen. Sein eigenes Leben war verfehlt; es galt ihm nichts mehr. Wenn nur jener, den sie liebte, mit ihm zu Grunde ging!

In höhnischem Troke steckte er die erhaltene Weisung für die Fahrt am gewöhnlichen Orte auf der Maschine auf. Dann öffnete er die Ventile, und mit vollem Dampfe brauste die „Schlange“ aus der Station. Der Anblick des Heizers, der seiner

Schwester so ähnlich sa', stachelte Melchior's Wut nur noch mehr an. „Auch er wird dran glauben müssen,“ murmelte er vor sich hin, „der Rudolf hat ihm einmal das Leben gerettet, darum muß er sterben, sterben wie alle, die jener ahnungslos ins Verderben führt; ha, ha, ha, — das wird ein lustiges Ende!“

Beforgt und mißtrauisch hatte Erich den Maschinen schon den ganzen Tag beobachtet. Er schien finsterner als je und sprach fast kein Wort. Jetzt aber, da er ihn berauscht hatte zurückkehren sehen und seine seltsamen Selbstgespräche hörte, wuchs seine Besorgnis. Bald merkte er, daß die Maschine in vorschrittswidriger, rasender Eile dahinslog. „Wir fahren zu schnell,“ sagte er, die Schaufel mit Kohlen, die er eben in den Ofen ausleeren wollte, wieder in den Tender zurückwerfend, „der Dampf ist zu stark.“

„Um so besser, desto rascher kommen wir ans Ziel,“ war die finstere Antwort.

„Aber wir werden Gillingen lange vor dem Personenzug erreichen.“

„So fahren wir durch; ich habe nicht Lust, zu warten.“

Der Heizer glaubte, nicht recht verstanden zu haben. Das war ja Wahnsinn, was jener da sagte; durchfahren, ohne den Zug zu erwarten, — das bedeutete den Zusammenstoß!

Immer rasender wurde die Eile der dahindonnernden Maschine. Wie schwirrende Geschosse flogen rechts und links die Bäume und Telegraphenstangen vorüber. Vergeblich versuchte Erich sich in dem Knirschen und Stampfen der dröhnenden Räder verständlich zu machen. Melchior that von Zeit zu Zeit einen

tiefen Zug aus der Flasche, und seine zuckenden Lippen murmelten nur halbverständliche Worte. Plötzlich glaubte Erich den Namen seiner Schwester zu hören, und mit einem Schlage wurde ihm alles klar. Sie mußte ja mit dem herankommenden Zuge die Heimat verlassen haben, und Rudolf führte ihn. Der Bösewicht wollte sie beide vernichten, ein furchtbares Verbrechen sollte sich unter seinen Augen vollziehen und ihn selbst in den Tod reißen!

Mit starrem Entsetzen sah er die roten Gebäude eines Bahnhofsvorplatzes vor sich aufstauschen. „Gillingen, — siehst Du denn nicht, — halt ein, — wir müssen hier warten!“ rief er, so laut er konnte.

Der Maschinist schien ihn zu verstehen, aber nur ein wildes, höhnisches Lachen zuckte um seinen Mund. Dann wandte er der Station den Rücken, so daß er die Signale, die der Stationsvorstand ihm gab, nicht sehen konnte. Erich warf verzweifelte Blicke umher. Es war kein Zweifel mehr, sie fuhren ins sichere Verderben!

Überall riefen und winkten die Wärter, schwenkten die Signalflaggen und suchten das tobende Dampfrohr zum Stehen zu bringen, das mit voller Geschwindigkeit in die

Station einfuhr. Haltesignale ertönten, Hörner bliesen mit schrillen, angstvollem Ton, aber der Maschinist achtete auf nichts. Das Ablußsignal ward geöffnet, die Einfahrtsweiche auf das Ausweichgleise gestellt. Alles umsonst. Mit unverminderter Geschwindigkeit raste die Maschine heran, schnitt splitternd die Ausfahrtsweiche auf und sprengte krachend den Verschuß derselben. Und jetzt waren sie draußen. In wenigen Augenblicken mußte



„Nimm für das meine mein Glück und Leben zum Opfer.“

der Personenzug von Waldenberg heranbrausen. Erich sah, daß sie verloren waren. Schon tauchte der waldbige Höhenrücken des Finkenberges auf — und dort nahte die enge, unübersichtliche Krümmung, in der der Zusammenstoß erfolgen mußte. Da faßte

lung — und zum Abschied von dieser lustigen Welt!“

Erich hielt sich nicht länger. Mit gewaltigem Schläge schmetterte er dem Glenden die Flasche aus der Hand. „Feigling, — Mordhülsmörder!“ schrie er, — „das Blut all der unglücklichen Menschen komme über Dich!“ Und er stürzte sich auf ihn, faßte ihn mit beiden Armen und suchte ihn von den Ben-tilen hinwegzureißen.

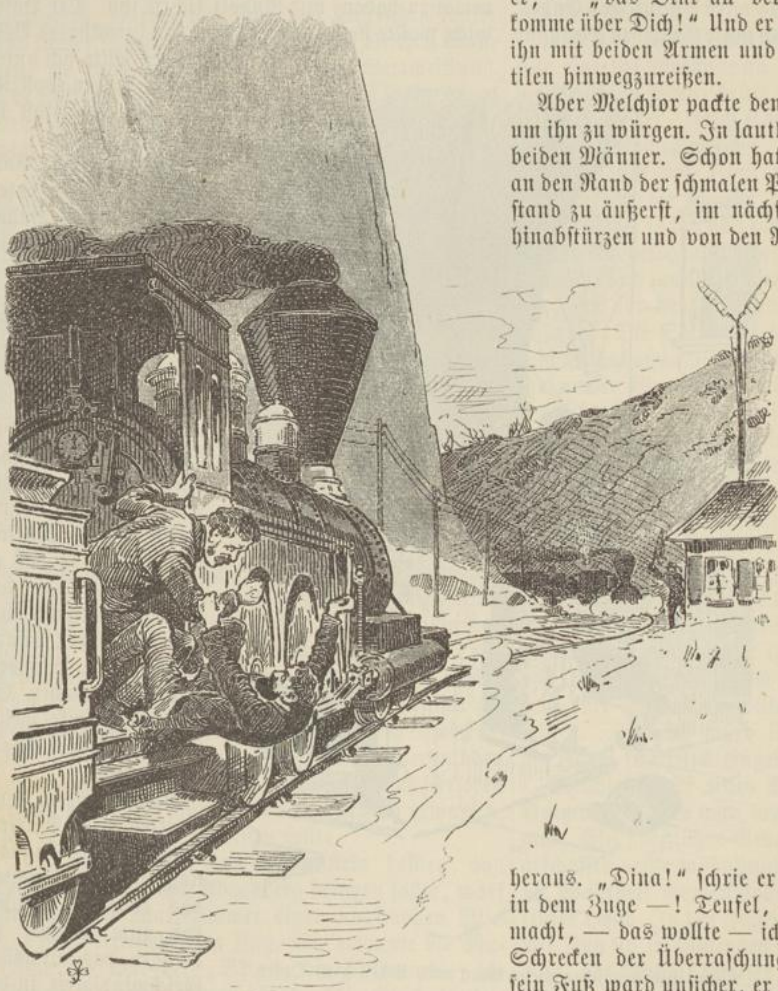
Aber Melchior packte den Angreifer an der Kehle, um ihn zu würgen. In lautlosem Grimme rangen die beiden Männer. Schon hatten sie einander bis hart an den Rand der schmalen Plattform gedrängt, Erich stand zu äußerst, im nächsten Augenblick mußte er hinabstürzen und von den Rädern zermalmt werden.

Da tönten entsetzliche, gelle Pfiffe an ihr Ohr und eine dunkle Masse tauchte vor ihnen in der Krümmung auf. Es waren die Notsignale des Personenzuges. Melchior sah den heranbrausenden Zug zuerst. —

„Ha, gelungen,“ — schrie er in wahnsinnigem Jubel, — „die Rache ist süß!“ Aber im selben Augenblicke erstarrte sein Blut zu Eis. Sein Blick war auf den ersten Wagen hinter der Maschine gefallen. Dort hatte sich ein Fenster geöffnet, ein angst- und schreckentstelltes Antlitz blickte

heraus. „Dina!“ schrie er auf, — „Du, — Du — in dem Zuge —! Teufel, — das hast Du gut gemacht, — das wollte — ich nicht, — das —“ Der Schrecken der Überraschung lähmte seine Glieder, sein Fuß ward unsicher, er strauchelte und glitt aus. Umsonst suchte er mit krampfhaften Bewegungen sich zu halten, den Heizer mit hinabzureißen. Mit einem wilden Fluche stürzte er von der Plattform hinab unter die knirschenden Räder.

Erich achtete nicht mehr auf ihn. Nur ein Gedanke besetzte ihn. Mit jähem Sprunge stand er an dem Hebel, der, wie er wußte, den Dampf abstellte. Rasch riß er ihn herum. Auch der Führer des Zuges hatte bereits Gegendampf gegeben, und das Zug-



Mit einem wilden Fluche stürzte er von der Plattform hinab unter die knirschenden Räder.

ihn die Verzweiflung; er wollte einen letzten Versuch machen, die bedrohten Menschenleben zu retten.

Melchior beobachtete mit höhnischem Lachen die Todesangst des Heizers. Jetzt reichte er ihm die Flasche: „Da nimm und trink, Bruder, zur Stär-

personal warf sich mit der Kraft der Verzweiflung auf die Bremsen. Die Bewegung verlangsamte sich. Aber jetzt erfolgte ein furchtbares Krachen und Prasseln, der Boden unter Erichs Füßen wankte, vor seinen Augen bäumte es sich auf — hoch und finster, in einer Wolke von Dampf und Qualm, und unter dem furchtbaren Donner des Zusammenstoßes schwand ihm für einen Augenblick die Sinne. Ein grauenvoller Weh- und Jammerfchrei aus angstzerrissenen Menschenherzen erschütterte die Luft, dann folgte eine bange, unheimliche Stille. —

Nur die beiden schweren Maschinen hatten sich wie feindliche Ungeheuer ineinander verkeilt, die Wagen des Personenzuges waren wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben. In einem Abteil des ersten Wagens ward hastig eine Thür aufgerissen; eine schlanke, blasse Mädchengestalt in schwarzer Kleidung stürzte heraus. Sie wußte ihren Weg. Dort neben den Geleisen auf dem Schnee lag ein blutender Mann. Sie hatte ihn hoch emporgeschleudert hier niederfallen sehen. Es war Rudolf. Der Heizer seiner Maschine war im letzten Augenblicke abgesprungen und unverfehrt geblieben, der Maschinist aber hatte nicht von der Bremse weichen wollen und allein von allen eine Wunde davongetragen.

Weinend und jammernd warf sich Dina über ihn. Unter der Berührung ihrer weichen Hand, beim Klange ihrer Stimme kehrte dem Betäubten die Besinnung wieder. Seine Augen öffneten sich und starrten sie an, als wähte er sich in einer andern Welt. „Dina, bist Du es wirklich! — Wo bin ich? — Ich — —“

„Im Arme der Liebe, an der Brust Deiner Dina, die Dich allein von allen Menschen liebt, Dich immer liebte, und die es Dir nicht sagen wollte und durfte, und die jetzt zu schwach ist, ihr Wort zu halten, da sie Dich verwundet und blutend sieht. O Rudolf, mein Leben, mein alles, stirb mir nicht!“

Ihre Worte klangen wie Musik an seine Ohren. Er fühlte den Schmerz der Beule, die er an der Stirn davon getragen, nicht mehr, die Schwäche wich von ihm, er sprang empor, wie in einem neuen Leben erwachend. „Nein, Dina, — ich träume wohl, — ich bin tot, — das ist der Himmel, und die Engel erzählen mir Märchen von Liebe und Glück, — das ist ja nicht möglich, Dina, — daß Du — —“

Da beugte sie sich über ihn und presste, ungeachtet der Leute, die sich um sie sammelten, einen heißen Kuß auf seine Lippen. „Zweifelst Du noch?“

„Nein, nein, es ist Wahrheit, himmlische, selige Wahrheit!“ jauchzte er auf, „— und Du, — Du wolltest ins Kloster, — Du — —“

„Komm,“ sagte sie, „laß Dich verbinden, das Tuch hier wird das Blut stillen, und dann will ich Dir erzählen, wie das alles gekommen, denn jetzt vermag ich nicht länger zu schweigen.“

Er stützte sich leicht auf ihren Arm, und sie führte ihn zu dem nahegelegenen, kleinen Bahnhäuserhäuse, dessen einziges Zimmer sie leer und verlassen fanden. Mit hastigen Worten erzählte sie ihm, was sie zu ihrem Entschlusse getrieben. Und noch hatte sie dem betroffenen Lauschenden nicht alles gesagt, als eilig ein Mann auf



Nach breitete Rudolf die Arme aus und zog das bebende Mädchen in heißer Liebe an seine Brust.

das Wärdterhaus zustürzte. Es war Erich. Auch er war unverfehrt geblieben. Aus seinem Munde erfuhren sie den Zusammenhang und die verbrecherische That des wahnsinnigen Frevlers.

„Jetzt begreife ich alles,“ sagte Dina, „er war es, der heute früh mein allzu lautes Gebet in der Kapelle belauschte; er erfuhr es, daß ich Dich liebte, — und Dir allein galt seine finstere Mordthat.“

„Und er, — was ist aus ihm geworden?“ fragte Rudolf schauernd.

„Eine blutige, leblose Masse“ antwortete Erich, „ich habe unter den Nädern nur noch seine traurigen Reste gesehen.“

„Gott hat gerichtet und geholfen,“ sagte Dina in tiefer Bewegung.

Rudolf vermochte sich noch immer nicht zu fassen, nicht an die glückliche Wendung zu glauben. O, womit habe ich so viel Güte und Gnade Gottes verdient?“ stammelte er.

„Womit?“ fiel Dina ein. „Mit dem, was Du einst selbst gethan. O glaube mir, Gott läßt nichts unvergolten, weder das Böse noch das Gute. Er hat es Dir nicht vergessen, daß Du meinem Bruder das Leben gerettet. Heute hast Du den Lohn empfangen, denn Erich ward Dein und unser aller Retter.“

„Der Retter meines Glücks, ja, ja, —“ sagte Rudolf, „Du hast recht; aber wenn wir Gott so viel Gutes verdanken, begehen wir nicht einen Frevel, ihm wieder zu entziehen, was ihm gehört?“

„Was meinst Du?“ fragte Dina.

„Die Braut, die sich dem Himmel weihen wollte,“ fiel Erich ein.

Ein freundiges, zuversichtliches Lächeln glitt über des Mädchens schönes Gesicht. „D fürchtet nichts; noch habe ich kein Gelübde gethan, der Himmel selbst, der alles zum Guten wendet, hat es verhindert. Auch an Deiner Seite, Rudolf, kann ich beten und arbeiten.“

Draußen wurden Schritte hörbar: der Bahnwärter kam zurück, und eine Anzahl Reisender des verunglückten Zuges näherte sich der Hütte.

Nach breitete Rudolf die Arme aus und zog das bebende Mädchen in heißer Liebe an seine Brust.

„Dina, mein Glück!“

„Laß mich es immer sein,“ flüsterte sie; „auch so diene ich unserm lieben Herrgott. Sein Wille ist es, die Menschen glücklich zu sehen, und jeder, der einen andern beglücken kann, ist selbst gesegnet!“

So was kann e Mann vun Ehr' sich nit g'falle losse!

Humoreske im Pfälzer-Dialekt von M. Barack. — Das Zeichen „ü“ wird als Nasallaut ausgesprochen.



o haw' ich mich doch schon lang nit mehr geärgert, wie geschdern Dwend in der

„Bloomondags-g'sellschaft“ uf der Rechelbahn drive im „Grine Haus.“ Awer 's g'schieht m'r recht: ich hab' alsefort g'sagt, mar sollt' nit uf die Weiser höre in Männerangelegeheete, dann dod'rvun dhäte

se nix verschbehn, un doch haw' ich diesmol e Ausnahm' gemacht vun der Regel un hab' gedhañ, was m'r mein' Alt' gerote hot. Derntweg' sag' ich noch emol: 's g'schieht m'r ganz recht, daß ich geschdern so genzt worre bin, awer 's bassirt m'r aach for ganz gewiß nit widder. For die Zukunft kann mein' Alte sage, was se will — ich hör' nit uf se. Dodrin werd m'r e jeder recht gewe, wann ich verzähl', was m'r geschdern do drive bassirt is!

Ich muß vor alle Dinge sage: ich hab'n Glatz — mach' gar keen' G'heemnis draus, mar sieh't'n jo. Awer was brauche mir dann die Leit derntwege de Zwername „Plato“ ufzuhänge? des seh' ich nit

ein, dann so dumme Name bleiwe Gem als, mar mag d'rgege sage un mache, was mar will. So is's mir wenigshdens gange: kaum hot emol Gener drive uf der Rechelbahn den faule Wit gemacht un mich eso g'heeße, so hot keen' Mensch mich mehr „Herr Behmer“ geneunt, neen' alles hot nor „Herr Plato“ zu m'r g'sagt. Im Anfang hot's mich kriminalisch verzernt, un ich hab' als g'sagt: „Hört emol, ihr Herre, des is'n dummer, ganz unbassender Wit, dann wam' m'r's aach e Bissel do howe fehlt an Hoor, so bin ich dod'rdrum doch noch lang keen' Plato — neen' for ganz gewiß nit, un derntweg' mücht' ich m'r's doch verbidd hawe!“ Awer's hot mich nix gebadd — Alles hot nor gelacht, un ich bin halt „der Herr Plato“ gewest un gebliwe, wie arg ich mich aach d'rgege gewehrt hab'. Noñ, mit der Zeit haw' ich mich drañ gewöhnt, un ich hab' gedent: „Loß' se babble in Gottsname — mir sind jo unner uns.“ Do kummt m'r geschdern vor acht Däg Gener, wo als Gsacht in unser Bloomondagsrechelg'sellschaft eing'fihrt gewest is, un sächt aach „Herr Plato“ zu m'r. Des is m'r jek doch zu bunt gewest.

„Poß' Millione Dunnerwetter,“ haw' ich zu'm g'sagt, „was fällt dann Ihne ein, mich mit dem dumme Name zu nenne?! Bun meine Freind lob' ich m'r's als g'falle, wann se mich so heeße — awer Ihne kenn' ich jo gar nit un — des Gewitter soll drein neinfahre — vun Ihne dhü' ich m'r's verbidd im

höchste Grad: for Ihne bin ich keeñ Herr Plato — verschdehne Se mich?!"

Do gukt der mich mit große Plage an un sächt: „Ja, heeße Sie dann nit eso?“

„Neen!“ sag' ich, „ich heeß Behmer — Brifatje Behmer!“

„Ja, dann is m'r's leed,“ sächt er jetz, „ich hab' Ihne halt alsefort mit 'm Name „Plato“ anredde höre un hab' gemeent, Sie heeße so — Sie entschuld'ge: des is e Mißverschdändnis gewest, Herr Behmer!“

Jetz fange d'r die anrede halt an zu lache, daß se sich die Bäuch' hawe hewe misse, un ich — was haw' ich annerst mache wolle — ich lach' halt aach mit. Im schdille awer hot mich's doch gewornt,

un wie die Kerl ewe gar nit mehr ushöre mit Boffemache un Schdichle, haw' ich mein Rock aangezoge un bin, ohne was zu sage, heemgange zu meiner Fraa. Die awer hot e ganz verwunnerts G'sicht gemacht, dann des is'r noch nit oft vorkomme, daß ich emol vor Gens odder Zwec nachts vun der Kechelbahn heemkumm.

„Was?!" freischt se. „Du kummscht schon? Is D'r's dann nit gut?“

„Doch“ — sag' ich — „ganz gut — awer geärgert haw' ich mich!“

„So?“ sächt se. „Nun wege warum dann?“

Jetz verzähl' ich 'r die ganz' G'sicht: daß mich die Kerl uf der Kechelbahn wege mein Glas alsefort Plato heeße, un daß des heit' Nüloß zu 'me Mißverschdändnis gewe hätt', indem sogar 'n Fremder vun Schbeier aach „Herr Plato“ zu m'r g'sagt hätt'.

„Plato?“ sächt se do. „Was soll dann des heeße?“

„Neen,“ sag' ich, „Du werst doch wisse, wer der Plato gewest is?“

„Neen!“ sächt se. „Nun dem weeß ich nix!“

„Ja, do siecht mar's halt widder, wie owerflächlich Du gebild' b'scht,“ haw' ich jetz g'sagt: „Nit emol, was in der Bibel schdeht, weescht De! der Plato — des is Gener gewest — weescht, so 'n alter

Prophet in der Wätschte mit so me arg große Glas, daß 'n die böse Buwe verschbott' hawe un — un — daß d'rhernoochder die Bäre kumme sin un hawen' u g'fresse — —“

„Wege seim Glas?“

„Ja!“ sag' ich e Bissel verlege, dann — ich will's nor g'schdehñ — in der G'schwindigkeit haw' ich grad selwer nit mehr recht gewißt, wer der Plato eegentlich gewest is. Awer mein Rathel hot's zum gute Glick nit gemerkt un sächt: „So, sooo?! — Un dessentwege, weil Du aach e bissel 'n Glas hoscht, heeße se dich jetz als uf der Kechelbahn „Plato“?“

„Ja, dessentwege!“

„Des is doch 'n Nüsin,“ sächt se jetz: „so groß is Deiner doch gar nit!“

„Neen,“ sag' ich, „so groß wie 'm Plato seiner is er nit!“

„Ei, do dhät' ich's awer aach nit leide, daß mar mich so heeßt: ich dhät' m'r's in allem Ernst verbidde!“

„Ja, so g'scheit wie Du bin ich aach,“ haw' ich do g'sagt: „verbidde haw' ich m'r's schon oft, awer 's badd mich nix!“

„So?“ sächt se, „des badd Dich nix? Noñ, do will ich D'r was verrote, was Dich was badd: kaaf D'r e Barrik *), d'rhernoochder hoscht Du keeñ Glas mehr, un derntwege kam' mar **)“

Dich aach nit mehr Plato heeße!“

Des hot m'r einseleicht. „Rathel,“ sag' ich, „ich glaab, Du hoscht recht — des dhu' ich: wann ich Doo uf 'm Kopp hab', seh' ich doch dem Plato gar nit mehr ähnlich, un's wär 'n Nüsin, mich so zu heeße — glei morge kaaf' ich e Barrik!“

So haw' ich g'sagt in der erschte Freed — ohne zu bedente, daß des, was die Weiwer Gem rote, allemol nix is: ich hab's erfahre, leeder Gottes, daß 's nix gewest is als e dumm's Gebabbel — zu meim eegne Schade haw' ich's erfahre!

Noñ, des Ding is gut. Am annere Morge, glei nooch'm Frihschdick, geh' ich, fort un nix wie zum

*) Perüde. **) kann man.



„Non, do will ich D'r was verrote, was Dich was badd: kaaf D'r e Barrik.“

Friseur Schmidt. „Herr Schmidt,“ sag' ich, wie ich in sein Lade kumm', „seine Se doch so gut un mache Se m'r e Barrik — awer ich muß se uf de nächschde Mondag schun hawe!“

„Uf de Mondag?“ sächt der. „'s is e bissel korz angerennt, awer — wann Se se halt bardu *) hawe misse — —“

„Ja,“ sag' ich, „am Mondag muß ich se bardu hawe!“

„Noñ, dann soll se ewe aach fertig sein: am Mondagvormiddag könne Se se hofe!“

„Gut!“ sag' ich un geh' halt voller Bläfir heem un verzähl's meiner Kathel. Do hot die aach e groß Bläfir g'hatt un hot g'sagt: „Guckst Du, siehst Du“ **) — hot se g'sagt — „jes bishcht De for ganz gewiß geschdern zum leischtemol bene ihr Plato gewest: geb' nor acht, ob ich nit recht hab!“

So hot se g'sagt un — ich hab's fascht nit erwaarte könne, bis daß die Woch' rum gewest is. Wie awer endlich un endlich der Mondag kummt, geh' ich halt schun in aller Frih' hiñ zum Schmidt un sag': „Gute Morge, Herr Schmidt, wie schdeht's mit meiner Barrik?“

„Do is se!“ sächt er un hebt m'r se hiñ. „Se könne se glei uffese!“

Dob'rmit setz er m'r se uf de Kopp, sifrt mich vor de Schbichel, un — ich muß sage — ich hab' mich fascht selwer nit mehr gekennt, so gut hot se m'r g'schdanne, un so schön bin ich drin gewest. Voller Freed' un Bläfir zahl ich se glei — Jesses, ich sag's gar nit, was se kofcht hot, e wahres Sündegeld — un geh' d'rheernochder halt heem mit 'n Gut in der Hand, dann ich hab' mich gar nit gedraut, den ufzuse uf die schön nei Barrik. D'rheem awer, wie ich se meiner Kathel broduzirt g'hatt hab', haw' ich se runnergebhañ — dann 's is m'r e bissel arg heeß drin gewest — un erscht omends, wie's Zeit is for uf die Kechelbahn zu gehñ, setz' ich se widder uf un geh' halt niwer ins „Grine Haus.“

Jesses, wär' ich d'rheem gebliwe — 's wär' meiner Seel' viel g'scheiter gewest! Ihr könnt Sich gar nit denke, was die Kerl 'n Schbeddakel aing'fange hawe, wie ich d'r mit meiner Barrik aürid' — des war nimmer schön! Zwer eenimol awer freischt Gener: „Der Plato is jes Perikles worre — ich schlag' vor, daß mir 'n vun jes ab eso heeße!“

„Bravo! — Famos! — Ausgezeichnet!“ freischt do alles. „So heeßt er vun heit an: Perikles, Perikles heeßt er!“

*) Befehrerung des französischen partout, durchaus.

**) siehst Du.

„Heiland, Mailand — haw' ich do 'n Zorn kriecht! „Ich will Sich was sage,“ haw' ich g'sagt, „die Woffe will ich m'r jes doch in allem Ernst verbidd' hawe: ich hab m'r die Barrik gekaast, for daß Ihr mich nit mehr sollt „Plato“ heeße könne, nit awer daß Ihr m'r jes so 'n anre dumme Zwername ufhenke sollet. Ich verbidd' m'r's, verschdanne: ich bin keen Perikles!“

Jes fangt halt widder alles an grad nauszulache, wie wenn ich was Dumm's g'sagt hätt'; mein Freund Wendel awer — dem ich so was am allerwenigschde zugebraut hätt' — sächt: „Keen, Behmer, e Perikles bishcht Du freilich nit, Du hoscht ganz recht! Du sollsch aach widder annerscht genennt werre — ich verschbrech' D'r's!“

„Ja“ — sag' ich do ganz treisherzig — „helf Du m'r e bissel, daß die Kerl emol ihr dumm's Genz sein losse: weescht, viel liewer wollt' ich noch Plato heeße als Perikles — des is jo gar zu dumm!“

„Noñ, sei nor ruhig,“ sächt er, „ich sorg' D'r'rfor! Schieb' Du jekund nor emol, Du bishcht drañ — ewe setz der Vu for Dich uf: daß' awer uf, daß De keen Puddel machsch“) — ins volle, wie schun so oft!“

So sächt er un kloppt m'r d'rbei ganz freundschaftlich — so haw' ich wenigschdens gemeent — mit der Hand uf die Barrik. Ich awer hab' weiters gar net acht g'hatt druf un nor geguckt, bis daß der Vu endlich fertig is mit Uffese, dann „dir werr' ich schun zeige, wer 'n Puddel schmeißt,“ haw' ich gedentt: „alle neine misse 's sein for desmol!“

So dent' ich, schdell mich in Possidur, ziel un — schmeiß' richtig 'n Puddel. Dob'rfor haw' ich awer nit gekönt, denn im nämliche Aageblick, wie ich schiewe will, schbier' ich uf eenimol, daß m'r die Barrik vum Kopp runnerriecht, un wie ich voller Schrecke d'rnooch greif, fahrt m'r nadielich die Kugel aus der Hand un wedders Bord, un — ich hab' indesse mein Glas in der Hand, dann mein Barrik hängt hoch owe an der Gaslamp: der Lumb, der Wendel, hot m'r nämlich, ohne daß ich's gemerkt hab', e krummgebogene Schbell **) an ere Kordel, die an der Lamp' angebunne gewest is, in mein Barrik einig'häkelt, un wie ich zum Wurf aüschbring', bleibt nadielich mein Barrik an dem Hofe hänge un — ich schdech' halt widder plutt do, wie friher aach.

Jesses is d'r des e G'schicht gewest! Die Kerl hawe gelacht, daß se fascht verknallt sin. Der Wendel awer, der Lumb, der misserawel, freischt: „Jes is der Perikles widder Plato — der Plato soll lewe — sifst hoch!“

*) Allamein übliche Redensart zur Bezeichnung eines Fehlwurtes an die Wand.

**) Stednadel.

„Hoch — hoch — hoch!“ kreischt do alles, un ich schdeh' do un weech m'r fäschit nit zu helse vor Zorn. Jezund awer uf eemol fangt Gener — ich glaab' 's is der dich Boek gewest — aü zu singe mit seiner Schbeckschdimm:

„Zu was braucht der Plato dann nor e Barrif?
 For daß se kann bamble *) do howe am Schdrif!
 Fiderallera, Fiderallera, Fiderallerallerallera!“

Widder lache do alle un kreische; „Fiderallerallerallera,“ daß ich ene hätt' ins G'sicht schbringe möge. Der Boek awer fangt glei nochemol aü:

„Der Plato, der Plato, der braucht keen Barrif,
 Des Schdroh in sein Kopp sieht mar doch nit zum Blick!“

Fiderallera, Fiderallera, Fiderallerallerallera!“

Des is m'r jek doch zu rund gewest — awer sage d'r-gege haw' ich nir könne, dann ich bin gar nit zum Wort kumme vor lauter Schbeddakel, den die Kerl dodruschii gemacht hawe. Derntweg' haw' ich se nor mit meiner schdille Verzachdung g'schdroft, hab' mein Hut uf-g'sekt un bin — wie vor acht Däg aach

— ohne Adje zu sage naus, fort un heemgange. Dr'heem awer, bei meiner Fraa, haw' ich endlich emol mein Kropf leergemacht. Herrgott Millionedunnerwetter haw' ich mein Kathel verschannt! **) „Dich soll's Gewitter verschlage,“ haw' ich zu 'r g'sagt, „Du hoscht m'r 'n schöne Not gewe mit Deiner verflamnde Barrif! Bos Biereblik, wann nor die Weibslait sich nit in Mannslaitsache neümmische un g'scheiter sein wollte als unfereens! B'halt Du

künftig Dein Weisheet for Dich — ich will nir d'r'vun; derntweg' halt Du als Dein Maul, junscht — des sag' ich D'r — kennscht Du mich leß, un ich werr' so falsch, *) daß Du Dich wunnere sollscht — Du Gans, Du alti!“

So haw' ich zu 'r g'sagt un bin fortgange in die „Arch Noah,“ dann ich hab' gedenkt: „Im Zorn geh' ich nit ins Bett, dann do könnt Gen der allerschönscht' Nerveschlag treffe.“ Derntweg' haw' ich m'r e Schöbbele Deidesheemer un e Gansvertel

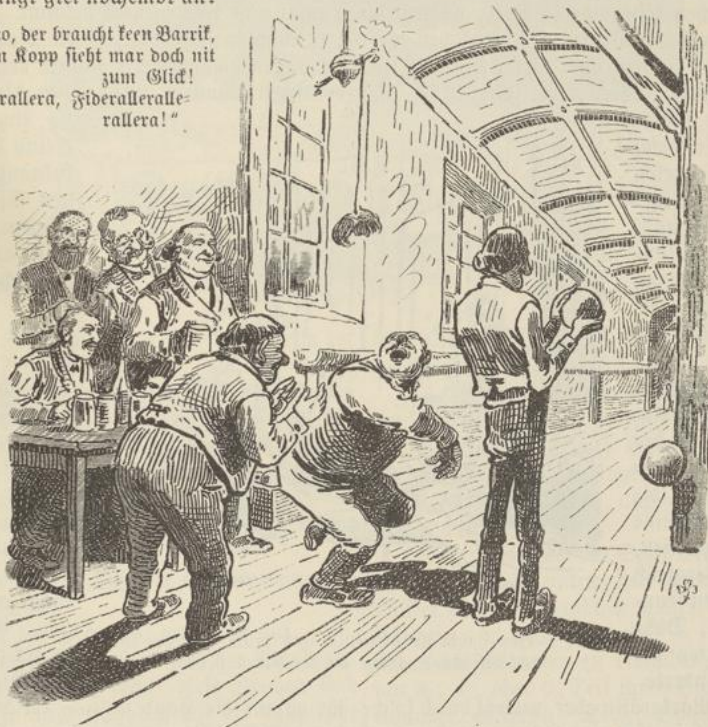
mit Koppsalat gewe losse: des hot m'r bräch-tig g'schmeckt, awer erscht wie ich noch zwee Schöbbele haw' owedruß g'sekt g'hatt, is m'r nach un nooch widder Ruh' in's Gemiet kumme.

Seelervergniecht bin ich ame Ihrer Gens rumheem un ins Bett gange un haw' g'schlofe wie 'n Sack.

Seitemorge awer in aller Frih' haw' ich mich schun widder gear-gert, dann grad wie ich beim Kaffee sit', schellt's,

un e Dienstmann bringt m'r e Packetel, un wie ich's ufmach', is mein Barrif drin un uf eme Zeddel schdeht: „Die Bloomondagschdelg'sellschaft schickt ihrem liewe Freund Plato anmit die vergesse Barrif un hofft, daß er am nächschde Montag widder als Perikles kummt.“

„Ja,“ dent' ich do un schmeiß' im helle Zorn die Sabberments Barrif in e Eck, „Gich kummt' ich noch-emol un mach' de Perikles, Ihr Salztöpp', Ihr misserawle!“



„Wie ich zum Wurf anischbring', bleibt naderlich mein Barrif an dem Hoke hänge.“

*) pampeln = wackeln.
 **) gezant.

*) falsch werden = böse werden.

Neen, was ze arg is, is ze arg: Plato zu sein, des
haw' ich m'r noch g'falle losse, awer Perikles — neen,
des is inwerdrime, dob'rzu gew' ich mich nit her!

Meiner Lebtag geh' ich nit mehr uf die Kechel-
bahn zu bene Kerl. Ich hab' de richdige Empfang

vun meiner Barrik quittiert un glei unnedrañ mein
Austritt aus der Bloomondagskechelg'sellschaft an-
gezeigt, dann — so was kann sich doch e Mann vun
Ehr' nit g'falle losse!

Gellet, ich hab' recht g'hatt?

Bestrafte Annahung.

Daß die Franzosen zu allen Zeiten eitel und
eingebildet waren und sich in jeder Beziehung
für die hervorragendsten und bedeutendsten Menschen
hielten, mit welchen kein anderes Volk, namentlich
aber nicht „die dummen Deutschen“ verglichen wer-
den könnten: dies beweist eine Geschichte, die vor
etwas über hundert Jahren, im Jahr 1785, am
Hofe des Herrn Mark-
grafen Karl Friedrich
von Baden — gesegneten
Angedenkens — vorge-
kommen ist. Damals
nämlich besuchte ein jun-
ger französischer Herzog
den Karlsruher Hof und
behauptete, als er bei
Tische neben der ebenso
geistreichen als hochge-
bildeten Markgräfin Kar-
oline Luise saß, mit der
seiner Nation anhaften-
den Dreistigkeit, die
Deutschen hätten keine
Männer aufzuweisen,
welche einen Vergleich
mit den berühmten fran-
zösischen Weisen, Dich-
tern und Gelehrten der
letzten Jahrhunderte

aushielten. Die Markgräfin aber, verlegt durch solche
Annahung, beschloß, ihm eine Lehre zu geben, auf
daß er die ihm offenbar unbekanntem großen Männer
deutscher Nation kennen und achten lerne.

„Geben Sie mir,“ sagte sie, indem sie ihm ein
Blatt Papier und einen Bleistift überreichte, „die
Namen von sechs berühmten Franzosen an, die Sie
für unvergleichlich halten!“

Der Herzog kam selbstbewußt lächelnd dieser
Aufforderung nach und schrieb die Namen: „Des-
cartes, Fontenelle, Molière, Buffon, Montesquien
und Gresset“ nieder. Da ergriff die Markgräfin
den Bleistift und setzte, ohne sich lange zu besinnen,
die Namen: „Leibniz, Haller, Lessing, Gmelin,
Grotius und Gleim“ unter die Namen der Franzosen

und reichte das Blatt dem Herzog zurück. Dieser ge-
riet einigermaßen in Verlegenheit, denn er mußte
gestehen, er hatte „die berühmten Deutschen“ nicht
einmal dem Namen nach gefannt.

„Wohlan,“ sprach jetzt die Markgräfin, „so will
ich Ihnen nochmals die Namen von sechs berühmten
deutschen Männern aufschreiben, die Ihnen“ — fügte
sie etwas boshaft lä-
chelnd bei — „vielleicht
bekannt sind: bitte, ge-
ben Sie mir dann die
Namen von sechs Fran-
zosen an, die mit ihnen
verglichen werden kön-
nen!“

Mit diesen Worten
wandte sie das Blatt um
und schrieb: „Koperni-
kus, Friedrich II, Les-
sing, Hase, Winkelmann
und Klopstock.“

Der Herzog las die
Namen, nahm den Blei-
stift und — kaute, sich
hin und her besinnend,
lange an demselben her-
um. Endlich aber gab
er der geistreichen Dame
das Blatt zurück, küßte

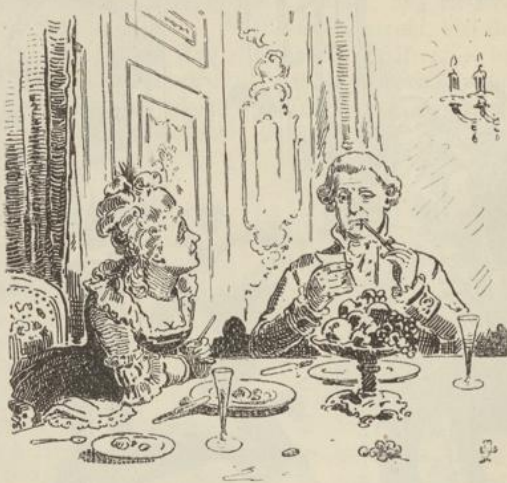
ihre galant die Hand und — erklärte, daß er keine
französischen Namen darunter zu setzen wisse.

„Niem“ — sagt der Wanderer dazu — „wir
könnten in neuerer Zeit den Herren Franzosen noch
manchen Namen zur Vergleichung aufschreiben, für
die sie wohl die Antwort schuldig blieben: „Kaiser
Wilhelm I, Fürst Bismarck und Feldmarschall Graf
Moltke“ wären nicht die letzten darunter.

B.

Aus der Schule.

Lehrer: „Kannst Du mir saagen, Johanneele, woher
es kommt, daß die Menschen im Alter grau werden?“
Johanneele: „Des kommt von de Hoor, Herr
Schulmoischter!“



Der Herzog nahm den Bleistift und kaute, sich hin und
her besinnend, lange an demselben herum.

Frau Schiffwirtin, holt einmal den Kalender her! Ich bin der Gesellschaft vom letzten Jahr her noch schuldig, die Kalenderfabrikation fertig zu stellen." So sagte der Wanderer, blätterte alsbald in seinem Kalender herum und fuhr fort: "Da stehen bei jedem Monat mancherlei Zeichen, Not- und Schwarzgedrucktes, Haken und Minglein."



Der Wanderer in Seeberg

"Die reinste Hirnoliven-Schrift!" bemerkte der Herr Rat dazu.

"Was?" fragte der Lehrer und schaute den Schneidermeister von Seeberg fragend an.

"Ja, ja," wiederholte jener, "gerade so unverständlich wie die ägyptischen Hirnoliven."

"Aha — Ihr meint die Hieroglyphen?"

"Oder so," sagte der Rat, "auf ein paar Buchstaben kommt's nicht an."

"Ha, ha! der Gscheitermeister und Gemeinrat!" lachte der Schiffwirt.

"Was?" rief der Herr Rat und fuhr auf.

"Still jetzt, meine Herren!" rief der Wanderer.

"Der Herr Rat hat ganz recht: diese Zeichen sind für viele Leute so unverständlich wie die ägyptische Bilderschrift. Aber wir wollen ihnen jetzt zu Leibe rücken. — Alle diese Zeichen bedeuten den Lauf und Standort der Sonne, der Planeten und des Mondes. Der Kalender-Astronom bezeichnet es mit dem Wort „Aspekten“, d. h. Aussehen oder Anblick des Planetenhimmels. — Die Planeten, eine Gesellschaft reisender Damen und Herren, besuchen sich zu gewissen Zeiten des Jahres und haben dann ihre Kaffeeverstimmung. Das bezeichnet man mit dem Zeichen \odot . Wenn z. B. der Merkur und die Venus sich einen Besuch abtatten, macht der Kalender die Zeichen $\odot \odot \odot$."

"Da heißt's aufgepaßt," meinte der Grenzaufseher, "wenn die zwei zusammenkommen!"

"Es ist nicht so gar gefährlich," sagte der Wanderer, "sie sind immerhin noch 6 Millionen Meilen voneinander entfernt."

"Puh!" blies der Unterlehrer.

"Das ist eine weite Bekanntschaft."

"Sie kommen aber auch wieder auseinander,"

fuhr der Wanderer fort. "Das bezeichnet man mit dem Zeichen \odot = Gegenschein oder Opposition;

dann heißt's $\odot \odot \odot$, also daß die Sonne jetzt zwischen beide getreten ist."

"So geht's," meinte die alte Polizei, "alles hat ein Ende, auch die Freundschaft am Himmel." Er schüttelte sein graues Haupt.

"So, so," sagte der dicke Peter, "also da droben leben sie auch in Streit, und gar noch ein Herr und eine Dame?"


"Nun," meinte der Schiffwirt, "'s wird eben auch sein wie da unten, gelt Frau?"

Der Wanderer erzählte weiter. "Auch im Drehtenschein \triangle , Viertenschein \square , Sechstenschein \star stehen die Planeten zu einander, d. h. sie sind um den 3., 4., oder 6. Teil ihres Himmelsbogens voneinander entfernt. Dieser Bogen am Himmel ist die Landstraße für die Planeten, und damit sie Stationen machen können, haben die alten ägyptischen Astronomen den ganzen Himmelsgürtel, in dem sie ringsum wandern, in zwölf Bilder eingeteilt."

"Die seht Ihr hier im Kalender in jedem Monat verzeichnet: „Widder“ ♈ , ein Schafskopf wie jeder andere; „Stier“ ♉ , einer aus dem spanischen Stiergeficht; „Zwillinge“ ♊ , ein nettes Paar, die einander an der Hand führen, wie brave Kinder thun; „Krebs“ ♋ , ein schwarzer, der aber rot gefotten werden kann; „Löwe“ ♌ , der mit seinem Schwanz ein Rad schlägt; „Jungfrau“ ♍ , mit dem Blumenstrauß in der Hand —"

„Wanderer,“ unterbrach die Schiffwirtin, „da sind unsere Erden-Jungfrauen aber netter!“


„Zum Exempel,“ murmelte der Unterlehrer, „des Schiffwirts Tochterlein im neuen Pelzmantel.“

„Folgt die „Wage“ , fuhr der Wanderer fort. „Krämer-, Apotheker- oder Hexenwage — es ist nicht genau ersichtlich.“

„Wenn der Herr Rat und der dick' Peter drauf sitzen, bricht sie,“ sagte der lang' Joseph.

„Um,“ meinte der Gemeinderat von Seeberg, „der Verstand wiegt auch.“

„Ha, ha,“ lachte der Kirchesimme, „verkauft ihn aufs Gewicht; er wird wenig gelten.“

„Ei, ei,“ schalt der Wanderer. „Ihr unterbrecht mich zu viel. Jetzt folgt das achte Bild, der „Skorpion“ , ein umgekehrter Krebs mit einem Pfeil-

noch besser ging, sagten sie den Leuten, Großen und Kleinen, die Zukunft aus den Sternen. Es hat aber nicht immer gestimmt.“

„Wanderer,“ sagte der Kirchesimme, „ich bin im Saturno geboren, und was heißt's von ihm?“

Der Wanderer zog ein altes Büchlein heraus und las: „Die Leute, welche unter ihm geboren, sind mager am Leib, krumm und bucklig, haben kleine Augen, dünnen Bart, sind erschrocken, abergläubisch, geizig, arbeitfam, arm, verachtet und haben heimliche Feinde.“

„So,“ nickte die Polizei, „der Wanderer hat Euch's Planeten gestellt!“

„Was ich hier habe, ist ein sog. 100 jähriger Kalender.“

„Ei, ei,“ riefen alle, „zeigt ihn her!“

„So?“ sagte der Lehrer. „Meint Ihr, daß das etwas Besonderes sei? Der Wanderer hat allerdings den 100 jährigen auch unter der Rubrik Aspekten, aber —“



Landung Columbus' auf der Insel Guanahani am 12. Oktober 1492.

schwanz; der „Schütze“ , der dem Mond die Augen ausschließen will; „Steinbock“ , ein vorzündenflüchtiges Ungeheuer; der „Wassermann“ , ein Doktor in Wörishofen, und die „Fische“ , ein Felchen hin und ein Gangfisch her.“

„Fertig,“ meinte der Lehrer.

„Eine wunderliche Gesellschaft!“ murmelte der alte Polizei-Meier. Wenn der Krebs rückwärts geht, wickelt er die armen Zwillinge ins Bein, und der Schütze wird desgleichen vom Skorpion angepakt.“

„Und die arme Jungfrau in dieser Menagerie,“ seufzte die Schiffwirtin.

„Zum Glück thun sie einander nichts,“ sagte der Wanderer. „Der Mond wandert, wie Ihr im Kalender seht, jeden Monat durch alle diese 12 Bilder von einem Vollmond zum nächsten in 29 1/2 Tagen und kommt ganz heil durch. In früherer Zeit, als das Handwerk der Sterndeuter oder Astrologen

„Es ist doch ein Unsinn!“ ergänzte der Wanderer. „Glaubt Ihr denn, das Wetter richtet sich gerade nach 100 Jahren? Aber hunderte von Menschen gehen darauf und schauen darnach, um's Wetter zu machen.“

„Ja, warum laßt Ihr ihn denn in Euerm Kalender?“ meinte der Hasenfranz, der Dorfdragoner von anno 48. „Raus damit! Fortschritt! Vernunft!“

„Ist gleich gesagt,“ meinte der Wanderer. „Wenn Ihr Euer Geldbeutel aufmachen mühtet, um den Kalender schreiben und drucken zu lassen, so würdet Ihr anders denken — die Leute wollen für 20 Pfennig etwas Rechtes und alles, was in einen rechtschaffenen Kalender gehört, auch den 100jährigen.“

„Das Wetter nach dem Mond zu machen, ist auch Unsinn!“ fuhr der Hasenfranz

Columbische Weltausstellung in Chicago.

1. Markthalle.
2. Verwaltungsbäude.
3. Gebäude für Verkehrswesen.
4. Landwirtschaftliche Ausstellung.
5. Elektrizitätsgebäude.
6. Palast für Industrie und freie Künste.
7. Hofdomm.
8. Gartenbauausstellung.
9. Kasino.
10. Regierungsgebäude.
11. Gebäude der Frauenausstellung.
12. Röhrichtgebäude.
13. Ausstellung des Staates Illinois.
14. Natürliche Ausstellung.
15. Palast der schönen Künste.